

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 23.

Sonntag, den 4. Juni 1899.

VI. Jahrgang.

Nicht minder Du.

Wohin, o Bäcklein, schnelle?
„Hinab in's Thal.“
Verhalte deine Welle!
„Ein andermal.“

Was treibt dich so von hinnen?
„Ei, hielt ich je?“
Willst du nicht ruh'n und sinnen?
„Ja, dort im See.“

Bist du schon gram der Erden?
„Ich eile zu.“
Du wirst schon stille werden!
„Nicht minder du.“

Martin Greif.

(Nachdruck verboten.)

Das Wunder.

Von Kurt Elban.

Er war ein fauler nichtsnutziger Junge, der Pietro. Zu nichts gut als auf der faulen Haut zu liegen, und — nein, etwas verstand er doch. Besser als alle andern, Purzelbäume zu schlagen, auf dem Kopfe zu stehen und auf den Händen.

Namentlich auf den Händen, kerkengerade reckten seine Beine sich dann in die Höhe und fest und unbeweglich stand er da auf den Händen, wie eine Säule.

Minutenlang oft. So lange, wie kein anderer Junge es konnte.

Manuela war seine Schwester und mit ihrer Hände Arbeit verdiente sie das, was sie beide zum Leben brauchten. Aber was brauchten sie groß und was kam beim Perlenfädeln denn auch heraus?

Eines Tages saß Manuela wieder wie immer auf der Thürschwelle ihrer kleinen, schmiegigen, halb verfallenen Hütte und fädelte darauf los. Pietro lag auf der Erde, den Kopf in beide Hände gestützt, und blickte die Straße entlang.

„Sieh mal,“ sagte er plötzlich, „da kommt ein Herr.“

Ein Herr war in der Gegend eine Seltenheit, da kamen wohl Arbeiter vorbei, Krämer, Bettler und allerlei, Herren aber nie.

Manuela sah darum auf, als der „Herr“ an ihr vorbeiging. Und — eigenthümlicher Zufall — der Herr sah auch zu ihr hin. Sein Blick brühte, als er sie sah, offenkundiges Erstaunen aus. Er hielt einen Augenblick lang sogar in seinem Schritt inne, dann aber ging er vorbei und küßte vor Manuela, der das Blut ins Gesicht schoß, den Hut. —

Das war Manuela noch niemals gesehen, und auch Pietro hatte so was noch nirgendwo erlebt.

Einer — ein Herr — küßte vor ihnen den Hut.

„Hast Du 's gesehen?“ fragte Manuela den Bruder.

„Ja,“ entgegnete er.

„Er hat den Hut vor mir gezogen. Hast Du das je vor jemand gethan?“

„Nein,“ meinte Pietro. „Ich hab aber auch keinen,“ sagte er logisch hinzu.

Und den ganzen Tag ging's den beiden nicht aus dem Kopfe, daß ein Herr bei ihnen vorbeigegangen und Manuela begrüßt habe. Ja selbst im Traume sah Manuela ihn, den Herrn und den Hut, den er tief vor ihr zog.

Am nächsten Tage ging der Herr wieder vorbei; Manuela hämmerte das Herz, als sie ihn von weitem schon sah. Diesmal zog er wieder den Hut aber — er blieb stehen. Vor Pietro.

„Run Schlingel,“ fragte er ihn, „kannst Du garnichts thun, als nur so auf dem Bauche liegen, was?“

„O doch!“ entgegnete Pietro stolz, „ich kann auf den Händen stehen, wie kein zweiter.“

Da lachte der Herr, wandte sich zu Manuela und sprach mit dieser. Einige gleichgültige Worte. Dann lächelte er ihr zu und ging.

An diesem Tage träumte Manuela erst recht wieder von ihm und als der Tag kam, da wartete sie förmlich auf ihn.

Ob er wohl kam?

Er kam. Er sprach eine Weile mit ihr, so vor ihr stehend. Dann lachte er und setzte sich zu ihr hin. Er — auf die Stufen des Hauses! Und er sprach in sie ein, und faßte ihre Hand und streichelte sie . . . dann legte er sogar seinen Arm um sie . . . Und nichts.

Er ging, grüßte wieder wie sonst, nur in seinen Blicken lag etwas anderes als sonst. Lag das, was heute auch in Manuela's Blicken lag.

So ging die Sache eine Zeitlang weiter. Er kam jeden Tag, und sie saßen zusammen, gingen ein gutes Stück Weges zusammen, setzten sich wohl auch in den Olivenhain, um dort zu sprechen, zu träumen — und eines Tages kam der Herr wieder und sagte, er werde wohl nicht oft mehr kommen. Morgen noch. Dann müsse er fort. Weit, weit fort, auf immer.

„Nein! nein!“ schrie Manuela auf, und warf sich ihm um den Hals und hielt ihn fest, als wolle sie ihn nicht fortlassen. „Nie! nie!“

Er aber machte sich los. „Es muß sein, Manuela“ sagte er. „Es thut ja mir so wehe, wie Dir. Aber es muß.“ Und er machte sich von ihr los. Dann zog er sie leise an sich, gab ihr noch einen Kuß, küßte den Hut und ging.

Lange, wie starr, sah Manuela ihm nach. Zwei Thränen klangen über ihre Wangen.

„Was ist Dir denn?“ fragte Pietro.

„Nichts! nichts!“ und dabei fing sie an zu weinen und zu schluchzen, daß es Gott selber hätte erbarmen müssen. Endlich wurde sie still.

„Adieu Pietro,“ sagte sie.

„Gute Nacht.“

Am frühen Morgen wurde Pietro aber geweckt. Männerstimmen, Weibergekreisch. Ein Lärm, wie er ihn noch nie gehört.

„Was giebt es denn,“ rief er und eilte hinaus.

„Da bringen wir sie. Deine Schwester. Sie ist todt. Sie hat sich ins Wasser gestürzt.“ Und man brachte sie wirklich. Naß, triefend, todt. Und die Männer legten sie auf's Bett, und zwei Weiber blieben bei ihr.

Nachmittag kam auch er. Der Herr.

Todtenblaß wurde er, als er hörte, was hier geschehen war. Er wollte die Todte noch einmal sehen. Er trat zu ihr hin und fand da, wirklich erschüttert. Dann legte er seinen Arm um Pietro, drückte ihm die Hand und ging.

Die beiden Frauen sprachen über ihn, über die Todte.

„Na, wer die begraben wird,“ sagte nach einer Weile die eine, „wo der nichts gethan hat, das möcht ich auch sehen. Ohne Geld thut es der Todtengräber doch nicht. Und die Kirche thut es doch auch nicht, wo sie sich selbst den Tod gegeben hat.“

„Ja,“ meinte die andere, „wenn nicht die Madonna ein Wunder thut, dann verscharrt man sie wie einen Hund.“

Das hörte auch Pietro.

„Wie einen Hund. Seine Schwester wie einen Hund.“

Geld, nein Geld hatte er keins, aber, wie hatte die eine der Frauen gesagt? „wenn die Madonna kein Wunder thut?“ Vielleicht that sie eins. Vielleicht sorgte sie dafür, daß man Manuela begraben konnte. Und ohne sich zu besinnen, lief Pietro zur Kirche. Wie ein Dieb schlich er sich ein. Wie ein Dieb schlich er sich hin zur Mutter Gottes. Die sah so sanft und so lieb zu ihm herab. O, die that das Wunder gewiß. Und er stand da und „Liebe Mutter Gottes,“ sagte er, „gieb doch das Geld, daß wir Manuela begraben können,“ und er kniete vor dem Madonnenbilde hin.

Aber kein Wunder geschah.

Da erinnerte er sich, daß man der Madonna, wenn sie einen erhören solle, irgend etwas weihen, ihr irgend eine Freude machen müsse. Aber was sollte er ihr geben, er, der selber nichts hatte, ihr, die so reich an Goldherzen und Silberherzen doch war, die andere ihr geweiht und gespendet hatten.

Was sollte er ihr denn geben?

Und plötzlich erhellte sich sein Gesicht.

Geben nichts, aber eine Freude machen konnte er ihr. Er konnte ihr zeigen, was sie gewiß noch niemals gesehen, wie gut er auf den Händen stand. Und im Augenblicke stand er vor dem Madonnenbilde kopfunter auf den Händen, die Füße hoch in die Luft gestreckt und im selben Augenblicke geschah auch das Wunder — Mir, klang es auf den Fliesen der Kirche und als Pietro sich umsah, da lag ein Goldstück vor ihm.

Ein Jubelruf entrang sich dem Munde von Pietro, dann nahm er das Geld und stürzte hinaus. Zum Pfarrer zuerst; Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, wollen sie Manuela begraben?

Die Selbstmörderin, nie.

Aber wenn die Madonna selber es will.

Der Pfarrer stutzte und Pietro erzählte das Wunder. „Ja, wenn solch ein Wunder geschah, dann natürlich.“

Und am nächsten Morgen fand das Begräbniß Manuela's statt. Ein Begräbniß, wie man dort in der Gegend noch keines gesehen. Mit Fahnen und Balдахin. Und jeder erzählte sich staunend das Wunder.

Freilich, wenn einer Pietro oder den andern hätte sagen wollen, daß der „Herr“ Pietro am Todtenbette Manuela's das Goldstück heimlich in die Rocktasche hatte gleiten lassen, so hätte es ihm keiner geglaubt, auch nicht einer, obwohl das Wunder dadurch nicht kleiner wurde, denn ohne die Madonna hätte Pietro das Geld doch nie gefunden. Er griff ja nie in die Tasche. Es war ja nie was darin.

Christenverfolgung in China.

Von Sven Hedén.

Der Telegraph meldet aus Kaschggar, daß wüthenbe Chinesen den schwedischen Missionar Högberg, seine Frau und einen Collegen überfallen haben.

Sven Hedén schreibt in seinem bei Brockhaus erscheinenden Werke „Durch Asiens Wüsten“ über diesen Missionar:

Es war mir eine große Freude gewesen, bei meiner Rückkehr Landsleute in Kaschggar anzutreffen. Missionar Högberg hatte sich außer mit seiner Frau und seinem Töchterchen mit einer schwedischen Missionarin und einem getauften Perser, der Mirza Zussuf hieß, hier niedergelassen. Es war unvorsichtig von ihm, denn die Muhammedaner mußten nun natürlich denken, Herr Högberg habe zwei Frauen. Als nun gar Mirza Zussuf später die schwedische Missionarin heirathete, wurden dadurch die Aussichten der Mission auf Erfolg in dieser Stadt auf viele Jahre verborgen, denn in den Augen der Bewohner von Kaschggar galt Mirza Zussuf stets noch für einen Muhammedaner, und diesen verbietet der Koran, sich aus den Reihen der Ungläubigen Frauen zu nehmen.

Ich übergehe die Auslegungen und Unannehmlichkeiten, die ihren Grund in dieser Heimath hatten, aber es war vielen in Kaschggar ein trauriges Beispiel dafür, wie die Interessen der Missionsgesellschaft oft wahrgenommen werden und wie leicht ihre Leiter es oft mit der übernommenen Verantwortung nehmen.

Noch einige Worte über die Missionen. Die Repressalien die mehrere europäische Mächte für in China ermordete Missionare jetzt geübt haben, sind, meiner Meinung nach, eine Ungerechtigkeits. Denn wenn die Missionare sich auf unsicheres Eis hinausbegeben, müssen sie selbst das Risiko tragen und auf alle Eventualitäten gefaßt sein. Wer glaubt, daß das Christenthum durch Hinrichtung und Blutvergießen verbreitet werden seine Fortschritte mit dergleichen Mittel zu hemmen. Zeiten seine Fortschritte und dergleichen Mittel zu hemmen versucht, aber das wahre Christenthum hat es nie nöthig gehabt, Gewalt anzuwenden. Wahr ist es, daß die Morde an Missionaren nicht deshalb gerächt worden sind, weil die Getödteten Missionare waren, sondern weil es sich dabei um Europäer handelte; aber die Gewalt und das Blutvergießen werden jedenfalls über die Frucht und den Segen ihres Werkes kommen. Völker auf verschiedenen Kulturstufen haben auch verschiedene Religionsbedürfnisse, und wer kann behaupten, daß die Chinesen und Muhammedaner jetzt schon für das Christenthum reif sind?

Aber dies ist eine Sache, die die oft sehr ungebildeten Missionare unserer Zeit nicht begreifen können. Ohne ernstes Vorstudium, ohne sich mit der Religion des Volkes, zu dem sie sich begeben, gründlich vertraut gemacht zu haben, ohne zu bedenken, daß diese oft viel älter ist als ihre eigene, und viel tiefer im Volksleben wurzelt, stürzen sie sich gedankenlos in unbekannte Schwierigkeiten. Will man sich keine Mühe geben, selbst zu denken und klug zu überlegen, so wird auch die strengste Frömmigkeit und der unerschütterlichste Glaube schwerlich ein Schild gegen irdische Gefahren sein.

Wenn sie den Apostel Paulus, den ersten Missionar, zu ihrem Vorbild machen, bedenken sie nicht, daß er in einem Erdreiche arbeitete, dem die edelsten Saaten der Kunst und der Wissenschaft entsprossen waren, wo der Menscheng Geist schon

Unser geachteten Lesern werden höflich ersucht, den Wiessbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiessbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abentheuerlicher Unterhaltungslectüre dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gütigst ebenfals auf die betr. Anzeigen des „Wiessbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!



für eine höhere Religion empfänglich war und eine entwickelte Intelligenz an den alten Vorstellungen von der Gottheit zu zweifeln begonnen hatte. Vergleicht man das, was die hunderttausend Missionare der Neuzeit in Jahrhunderten ausgerichtet haben, mit dem Werke des Paulus, so strahlt dieser nur in um so hellerem Glanze. Wohin er ging, leuchtete in seiner Spur Gemeinden auf.

Dieser himmelweite Unterschied gründet sich natürlich auch auf die Art des Apostels, zu predigen und zu leben. Er wanderte umher wie die Derwische des Morgenlandes, ernährte sich durch eigene Arbeit, blieb aber stets arm, verheiratete sich nicht, was die unmittelbare Berührung mit dem Volke und das Erlernen fremder Sprachen erleichterte, war infolgedessen nicht von Unterstüßungen und Kollekten abhängig und übte und konnte keine Repressalien üben gegen die, welche ihn verfolgten.

Ich habe noch von keinem Missionar in unsern Tagen gehört, der nach diesen Principien gelebt hätte. Um dies zu können, bedarf es einer so großen Liebe zu der Aufgabe und einer so aufrichtigen Uneigennützigkeit, daß man im Stande ist, alles aufzuopfern, was die Civilisation bietet und was Annehmlichkeit und Komfort heißt.

Aber auch wenn sie nach dem Vorbilde des Paulus leben könnten, würde ihr Werk der oben erwähnten religiösen und socialen Hindernisse wegen nicht mit demselben Erfolge gekrönt werden wie das seine. Man darf sich nicht darüber wundern, daß es diese Hindernisse giebt. Einem gläubigen Muhammedaner erscheint es absurd, wenn ein in seinen Augen eigenmächtiger Fremdling ihm das Heuerste nehmen will, was er von seinen Eltern geerbt hat. Die großen asiatischen Glaubenslehren lassen sich ebenso wenig bekämpfen wie Socialismus und Anarchismus. Es gehen Strömungen durch die Zeit, geistige und sociale, die ihren Lauf und ihre Zeit haben müssen und ebenso unwiderstehlich sind wie die Meeresfluth. Nützlich oder schädlich, lassen sie sich nicht eher hemmen, als bis ihre Entwicklungszeit vorbei ist.

Das Missionswesen ist eine viel zu verantwortungsvolle und wichtige Sache, als daß man sich erlauben könnte, vor seinen Vertheilern einfach die Augen zuzubringen. Bei aller Achtung vor den Missionaren, die ohne Furcht in der Einsamkeit ihres Herzens wirken und wie die Christen zu Paulus' Zeiten jeden Augenblick der Wiederkunft des Herrn erwarten, kann man doch nicht umhin, die praktische Unhaltbarkeit ihrer Thätigkeit zu erkennen, sobald diese nicht auf dem Boden der Klugheit erwächst.

Was die schwedischen Missionare in Kaschgar betrifft, muß ich sagen, daß sie außerordentlich gebiegene, achtungswerthe Menschen waren, und es war mir sehr angenehm, mit ihnen zusammenzutreffen, was leider nicht sehr oft geschah, da sie außerhalb der Stadt wohnten, wo sie sich ein asiatisches Haus sehr zweckmäßig eingerichtet hatten. Herr Högberg war, als er sah, daß es gefährlich war, mit der Missionsthätigkeit sofort zu beginnen, klug genug, statt dessen allerlei nützliche Hausgeräthe anzufertigen, die die Kaschgarer gebrauchen konnten und selbst nur in sehr primitiver Form fabricirten. Er baute eine prächtige Maschine zur Behandlung der Rohseide, Spinnrocken, Blasebälge usw., alles zur größten Bewunderung und Bewunderung des Volkes.

Es war stets ein Vergnügen, mit Herrn und Frau Högberg zusammen zu sein, denn wie alle andern Missionare, mit denen ich in Berührung gekommen, waren auch sie lebenswürdig und gassfrei und sahen die Zukunft in rosigem Licht. Man kann nicht umhin, Achtung vor Menschen zu haben, die aus Ueberzeugung für ihren Glauben kämpfen. (Gedin, Durch Asiens Wüsten. 2 Bände. Geb. 20 M.)



(Nachdruck verboten.)

Die Sprache der Augen.

Von R. G.

Das Auge, sagt man, sei der Spiegel der Seele. Er ist ihr Dolmetscher. Wie wir uns von dem Ton der menschlichen Lippen hier angezogen, dort abgestoßen fühlen, so läßt das Auge eine geheime Anziehungskraft auf uns, während jenes uns abschreckt.

Ein junger Arzt mit treuen ehrlichen Augen, welcher überseeische Länder besucht hatte, erzählte uns einst, daß ihm im Umgange mit Malaien der schiefe Blick dieser Menschen aufgefallen sei. Während sie im Gespräch mit Jhresgleichen sich offen und gerade anschauten, wichen sie beständig seinen Blicken aus. Als er den Grund davon zu erforschen suchte, erklärte ihm ein junger Malaye: Der Blick der Europäer habe etwas ihm Un-erträgliches.

Das Geheimniß der berühmten Bänderer reisender Thiere liegt theilweise in ihrem Blick. Gewisse Schlangen sollen durch stehendes, scharfes Anschauen auf Vögel einen betäubenden Eindruck hervorbringen. Es giebt Augen, die uns lähmen, uns verlegen machen, zerfetzend in unsere Gedanken einschneiden, deren Blicke wie vergiftete Pfeile in unsere Seele fallen, während andere uns warm und angenehm berühren, redselig und mittheilend machen, unser Vertrauen, unsere Zuneigung erwecken. Welch ein Himmel spricht aus manchem Auge, welche dämonische Magie aus dem andern! Es giebt keinen Zustand der Seele, welcher nicht durch die Sprache der Augen seinen Ausdruck fände. So gewiß blüht der hoffende, in die Zukunft denkende Mensch den Himmel, wie der betrubte, in der Erinnerung lebende Mensch den Blick zur Erde senkt.

Bei den edlen Menschen giebt sich die Sprache des Auges durch ein eigenes Maß zu erkennen. Es lassen sich dafür keine Regeln aufstellen. Das Auge senkt und hebt den Blick nach innern Gesetzen der Seele; es redet, wenn der Mund schweigt; es begleitet den Ton, je nach den zartesten Bewegungen des innersten Gemüths. Die Sprache des Mundes läßt sich lehren, selbst das liebliche Fallen und Steigen der Töne ist der künstlichen Annehmung fähig. Die Sprache der Augen ist dem Menschen angeboren. Den Accent der Blicke lernt man nicht in der Schule, ihren Schmelz erkaufte Niemand durch künstliche Mittel. Er geht manchmal verloren da, wo er vorhanden war. Die Sprache der Augen kann gestört werden durch die Lüge gegen sich selbst. Und dennoch wird selbst in solchen Fällen noch ein einziger Blick zum Verräther an dem ganzen Menschen.

Keinen kunstreicheren Schleusenbau giebt es, als den des Menschenauges mit seinen Wimperlidern, und keinen schnelleren Stromfall, als den des Lichtes. Schneller als Gedanken, jäh als der Blitz öffnen und schließen sich die Schleusen und lassen in unermeßbarer Eile den Lichtbach hindurchströmen. Seize Wellen machen kein Geräusch, sie murmeln nicht und doch führen sie eine Sprache, lebendiger und verständlicher, reicher und schöner als alle Worte des Menschenmundes.

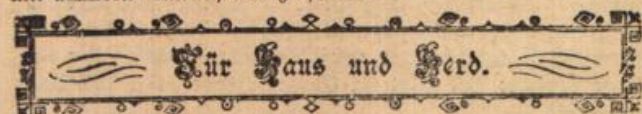
Es soll Menschen geben, welche ihren eigenen Blick in dem Spiegel nicht ertragen können. Dagegen ist das Mittel bekannt, dessen sich Goldarbeiter, Uhrmacher und ähnliche Gewerke zu bedienen pflegen, wenn es ihnen bei der Arbeit vor den Augen flimmert; sie nehmen ein Stückchen Spiegelglas und blicken ihren Augapfel scharf an, ihr eigenes Auge führt eine beruhigende Sprache. Darnach arbeiten sie fort.

In der Erziehung, in Schule und Haus wird der Sprache der Augen bei Weitem nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu theil. Läßt sie sich auch nicht lehren, so giebt es doch ein gewisses Ebenmaß in ihr, für das sich allgemeine Grundsätze anführen lassen. Es ist ebenso unschädlich, Jemand während der ganzen Dauer seiner Rede fest und steif anzusehen, als ihn mit dem Blick gänzlich zu meiden. Dasselbe kann von dem Sprecher in Bezug auf Den, zu welchem gesprochen wird, gesagt werden. Wie im Zwiegespräch die Pause oft sehr erquicklich, oft peinlich,

so giebt es auch eine Pause in der Augensprache, welche, je nach ihrer Art und ihrem Maße, uns bald wohlthuend, bald lästig und unangenehm berührt.

Warum drücken wir den Gestorbenen die Augen zu? Weil dieser starre, seelenlose Blick unschön. Man sollte auch auf die Augen mancher Lebenden manchmal die Finger legen, um sie minder häßlich zu machen.

Die Sprache der Augen, die angelernt durch Erziehung, Kletterie, feinsinnige Genialität, ist bald in ihrer Lüge erkannt, ebenso wie Diejenigen, die zu verrathen wünschen, daß sie schöne, sprechende Augen haben, und mit ihnen ewig blinzeln und ihre Wirkung erproben wollen, sich den Zauber, den sie damit ausüben könnten, nur zerstören.



:(Um das Haar zu entfetten giebt es kein besseres und einfacheres Mittel, als Kamillenthee. Davon wird das Haar trocken und behält, besonders wenn es blond ist, auch seine natürliche Farbe ziemlich lange. Empfehlenswerth ist auch das Waschen des Haars mit Wasser, in welchem etwas feinpulverisirter Borax aufgelöst ist.

:(Ein beruhigender Thee für Personen, die an nervöser Schlaflosigkeit leiden, besteht aus 1 Theil Baldrianthee, 1 Theil Bitterklee, 1 Theil Pfeffermünzthee tüchtig vermischt. Hiervon einen Theelöffel auf eine Tasse gebrüht und Abends kalt getrunken ist ein ausgezeichnetes Mittel.

:(Mober- oder Stockflecke aus der Wäsche zu entfernen. Die befleckten Stellen werden mit Butter überstrichen, nach einigen Minuten wird etwas mit Wasser angefeuchtete Potasche darüber gestrichen und die Wäsche durchgerieben. Kommt Letztere hierauf zur Rasenbleiche, so wird jede Spur der Flecke verschwinden.



(H) Mart Twain beim Kaiser von Oesterreich. Der amerikanische Humorist, der seit nahezu zwei Jahren in Wien lebte, um dort seine begabte Tochter Clara in Kunst ausbilden zu lassen, hat nunmehr die Donaustadt verlassen, um zunächst nach London, Schottland und dann nach seiner Heimath Florida zu gehen, die er jahrelang nicht gesehen hat. Ehe er Wien verließ, empfing ihn Kaiser Franz Josef in einer Privataudienz. Mart Twain äußerte sich über diese einem Mitarbeiter des „N. W. Tgl.“ in folgender Weise: Es ist eine große Auszeichnung, die mir zu Theil wurde, und ich weiß es sehr zu schätzen, daß Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich die besondere Güte hatte, mich in Audienz zu empfangen. Die Auszeichnung ist eine um so größere, als der Monarch mich in seinem Arbeitszimmer, nicht mit anderen Audienzbesuchern gemeinsam empfing. Ich war ursprünglich der Meinung, daß ich an einem normalen Audienztage einen Augenblick lang den Kaiser von Angesicht zu Angesicht sehen, und daß damit die Sache abgethan sein werde. Wie überrascht war ich also, als mir der Befehl wurde, der Monarch werde mich in Privataudienz empfangen. Ich erblickte hierin einen Akt besonderer Courtoisie, der nicht so sehr meiner Wenigkeit, als vielmehr dem Lande gilt, dem ich angehöre, eine Gunstbezeugung gegenüber dem Völkchen meiner Nation. Die Auszeichnung, die durch meine Person meinem Lande zu Theil wurde, entspringt demselben Geiste, wie die Depesche Kaiser Wilhelms an meinen kranken Kollegen Rudhard Kipling, dem Geiste echter Courtoisie, wirklicher Werthschätzung des Schriftstellerthums, von welchem die beiden Bundesgenossen in so hohem Maße erfüllt sind. In

dem Bewußtsein, daß die Zeit des Kaisers kostbar ist, hatte ich mir eine kleine deutsche Rede aufgesetzt, die ich mit Mühe und Noth memorirte, um gewappnet vor Se. Majestät hinzutreten. Doch wehe! Ich stand dem Kaiser gegenüber und war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, ich hatte die ganze Rede einfach vergessen! Der Kaiser drückte mir warm die Hand und zog mich sofort in ein anziehendes Gespräch. Nun erst gewann ich meine Fassung wieder und konnte dem Herrscher von meinem Mißgeschick Erwähnung thun. Dem Kaiser amüsirte es, daß ich meine Rede, die ich so viele Stunden auswendig gelernt, nicht mehr gegenwärtig hatte, und er tröstete mich, daß dies auch gar nicht nothwendig sei.

— Telephonistinnen in Uniform. Die Telephonistinnen des Schweriner Telegraphenamtes haben Uniform erhalten. Eine blaue Schirtingbluse, die durch einen Gürtel zusammengehalten wird, ziert vorne eine Reihe gelber, glatter Knöpfe, während der Schoß mit vier Knöpfen besetzt ist.



Luagramm.

Aus den unter a stehenden Wortpaaren soll durch Umstellung der Buchstaben jedesmal ein neues Wort gebildet werden von der unter b angegebenen Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter müssen im Zusammenhang eine ferne, jetzt viel genannte Landschaft bezeichnen.

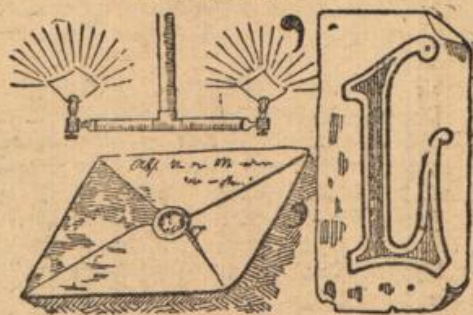
a.	b.
Athen, Park	großes Gebirge.
Drogen, Manie	Rassenbezeichnung.
Mars, Brut	alte Waffe.
Pea, Orden	Pflanzgewächs.
Paun, Riete	preussischer General.
Rose, Stat	griechischer Weiser.
Ratte, Loch	weiblicher Vorname.
Ruth, Stube	Heiliger.
Ritus, Genua	Mönchsorden.
Saul, Ur	weiblicher Vorname.

Silbenversteckräthsel.

Andenken, Verkleidung, Sonnenchein, Leierkasten, Hausorden, Schafstall, Bitten, Kassenscheine, Leitern, Grobian, Grüsse, Thaler, Kasten.

Von jedem Wort ist eine Silbe zu nehmen, derart, daß diese Silben im Zusammenhang einen Sinnspruch ergeben.

Bilderräthsel.



Auflösungen in nächster Nummer.

Die Namen derjenigen Vöser, welche in der nächsten Nummer veröffentlicht werden sollen, müssen bis Mittwoch Nachmittag zur Kenntniß der Redaction gelangen.

Auflösungen der Räthsel aus voriger Nummer.

Wortspiel: Plage, Klage, Lage.

Kreuz-Silbenräthsel (1 Tan 2 ne 3 Ger 4 te.) Tanne, Gerte Tanager, Neger Tante, gerne.

Bilderräthsel: (Nach T schwer M (G) N) Nachtschwärmer.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Adeling, Paul Kunowsky, Alfred Baliser, Wiesbaden. Karl Maller, Elmberg und Franziska Ulrich, Vanger Schwabach.